

Zur Notwendigkeit sozialräumlicher Orientierung in der Kinder- und Jugendhilfe

Vorbemerkung

Die Ziele des Vortrags und damit die Schritte meines Vorgehens lassen sich wie folgt skizzieren:

Zum Einstieg möchte ich einen Fall schildern, der wesentliche der für mich relevanten Elemente von Sozialraumorientierung exemplarisch deutlich werden lässt.

Im zweiten Schritt will ich daran anknüpfend mein Verständnis von Sozialraumorientierung darstellen, d.h. Sozialraumorientierung als eine Haltung für die Kinder- und Jugendhilfe umreißen, die aus einem historischen Kontext heraus verständlich wird.

Dafür scheint es mir zum Dritten wichtig, mit einigen Missverständnissen, Verkürzungen und mutwilligen Verdrehungen aufzuräumen, die in Literatur und Praxis anzutreffen sind.

Damit bin ich viertens bei der konkreten Münchner Soziallandschaft, speziell dem Feld der Kinder- und Jugendhilfe, und will versuchen,

- Sozialraumorientierung in Bezug zu setzen zur (Sozial-)Planung und (Neuen) Steuerung, um ein Organisations-Dilemma aufzuzeigen und Lösungswege anzudeuten,
- einzelne Bereiche der Kinder- und Jugendhilfe in ihrer jeweiligen Differenziertheit im Hinblick auf Sozialraumorientierung darzustellen und den Bezug zur Alltags- bzw. Lebensweltorientierung herzustellen,
- die noch bestehenden Lücken und weißen Flecke zu identifizieren und anzumerken, wo welche Entwicklungsbedarfe bestehen und damit meine Erwartungen und Forderungen formulieren.

In einem fünften und abschließenden Schritt soll ein Bogen geschlagen werden zur Perspektive der Zivilgesellschaft bzw. Bürgerkommune, um diese mit der Diskussion um Sozialraumorientierung zu verbinden.

1. Eine pluri-lokale Fallkonstellation

Nehmen wir an, eine türkisch-stämmige Migrantenfamilie braucht Hilfe und kommt in Kontakt mit der zuständigen Mitarbeiterin der Bezirkssozialarbeit. Die gründliche Anamnese der interkulturell qualifizierten Mitarbeiterin lässt sie folgendes differenziertes Bild der Familie festhalten: Die Eltern sind Ende 30 und haben vier Kinder im Alter 17, 14, 9 und 5 Jahren. Das jüngste Kind besucht den Kindergarten, das zweite die Grundschule, das dritte das Gymnasium, das vierte Kind ist in der Ausbildung. Der Vater arbeitet, wie schon sein eigener Vater, bei BMW, die Mutter ist halbtags an der Kasse eines Supermarktes tätig.

Der Werdegang der Eltern macht deutlich, dass der Vater im Rahmen von Pendelmigration zeitweilig bei den Großeltern in der Türkei aufgewachsen ist und von daher über enge Kontakte in die heimatliche Kleinstadt verfügt. Das hat, neben den Erwartungen der Familie, dazu geführt, dass er die Mutter im Wege der Zuheirat nach Deutschland geholt hat. Die Kontakte in den Heimatort sind regelmäßig und eng, die Erwartungen der jeweiligen Familien in der Türkei an die Ausgewanderten sind hoch.

Die Familie Sahin lebt in Milbertshofen, die Kinder besuchen dort Kindergarten bzw. Schulen. Der älteste Sohn ist in der dritten Generation in der Ausbildung bei BMW. Die Eltern sind sehr an der Ausbildung ihrer Kinder interessiert, sie bemühen sich deshalb um Kontakt zu den jeweiligen Ausbildungsstätten. In ihrem Wohnblock leben vorwiegend Familien mit Migrationshintergrund, zu einigen türkischstämmigen, insbesondere aus der gleichen Heimatregion besteht ein enger Kontakt. Mit deutschen Familien in Milbertshofen bestehen allenfalls oberflächliche Beziehungen.

Die Familie ist religiös geprägt und besucht regelmäßig die Moschee in Freimann. In Freimann leben auch die Großeltern, die inzwischen in Rente sind, und zu denen ein respektvoller und regelmäßiger Kontakt besteht. Die Orientierung zur Freimanner Moschee war neben religiös-politischen Motiven insbesondere davon bestimmt, dass dort vielfältige gegenseitige Hilfen angeboten werden, u.a. auch Lernhilfen für die Kinder, die von der Familie intensiv genutzt werden. In Freimann leben neben den Großeltern weitere Verwandte und Bekannte, die überwiegend aus der Herkunftsgemeinde in der Türkei stammen. Die ethnische Gemeinschaft feiert religiöse und private Feste vielfach gemeinsam.

Ein Kennzeichen der Moschee ist ein lebhaftes Gemeindeleben, die Jugendgruppe ist attraktiv auch für den ältesten Sohn der Familie, der deshalb seine Freizeit sowohl im Milbertshofener Kinder- und Jugendland verbringt wie auch in den Jugendangeboten der Moschee. Die wenigen Kontakte zu deutschen Familien sind ebenfalls über die Moschee gestiftet. Der Vorsitzende ist sehr darum bemüht, interreligiöse Beziehungen zur katholischen und evangelischen Gemeinde in Freimann zu unterhalten. Im Rahmen gemeinsamer Aktivitäten und Freizeiten sind einige lose Beziehungen aufgebaut worden. Ein intensiverer Kontakt besteht zu einer deutschen Familie, die der 14-jährigen Tochter im Gymnasium durch regelmäßige Fördermaßnahmen zur Seite steht. Dadurch ist eine Freundschaft zur Tochter der deutschen Familie entstanden.

Vor dem Hintergrund dieser Fallkonstellation als ein Beispiel für das Zusammenwirken unterschiedlicher objektiver und subjektiv konstituierter Sozialräume möchte ich im folgenden mein Verständnis von Sozialraumorientierung entwickeln.

2. Zum Verständnis von Sozialraumorientierung

Historische Traditionen

Angesichts der Historie Sozialer Arbeit ist zunächst Bescheidenheit angesagt. Das Thema Sozialraumorientierung birgt eigentlich nicht viel Neues, insoweit bräuchte es die Formel gar nicht, weil schon mit den Konzepten der Gemeinwesenarbeit und Lebensweltorientierung eine Theorie und Programmatik vorhanden sind, die Antworten auf Fragen geben, die durch die Sozialraumorientierung – scheinbar – neu gestellt werden. Gleichwohl hat das Thema Sozialraumorientierung den Charakter einer neuen Leitvision angenommen und die Diskussion in Literatur und Praxis bietet die Chance, alte Traditionslinien zu erinnern, dort anzuknüpfen, Bewährtes aufzugreifen und zu aktualisieren, die jüngere Entwicklung zu berücksichtigen und damit zu einer neuen Programmatik – in theorie- und programmfeindlichen Zeiten! – zu kommen. Für eine

solche radikale Rückbesinnung soll ein kurzer Blick auf die Wurzeln des „Modebegriffs“ geworfen werden (in Anlehnung an Müller 2002: 31 ff).

Einen sozialräumlichen, regionalisierten Ansatz der Armenhilfe gab es in Deutschland bereits Mitte des 19. Jahrhunderts. 1853 wurde mit dem Elberfelder System „die Stadt in Armutsquartiere eingeteilt, in denen Armenpfleger Aufgaben wahrzunehmen hatten, die heute an Hartz IV erinnern“ (Trube 2005: 25). Im Vordergrund stand aber die Einzelfallhilfe, wie sie von Mary Richmond Anfang des 20. Jahrhunderts in Boston auch theoretisch entwickelt worden ist. Auszugehen sei jeweils vom unwiederholbaren Einzelfall, für den eine entsprechende soziale Diagnose über Lebenslauf und Lebensführung Ergebnisse für die notwendige Beratung in Haushalts- und Lebensführung erbringt. „Gegen diesen, am unwiederholbaren Einzelfall familiärer Hilflosigkeit orientierten Arbeitsansatz (...) stand ein anderes Arbeitsprinzip, das nicht die Hilflosigkeit im Einzelfall, sondern die wirtschaftliche und kommunale Unterentwicklung ganzer Wohnquartiere als Ursache für solche Notlagen im Auge hatte“ (Müller 2002: 32). Für diesen Ansatz steht Jane Addams, wonach auf der Basis systematischer empirischer Untersuchungen die Stadteile zu entwickeln seien, um zu einer Verbesserung der Wohn- und Arbeitsverhältnisse ihrer Bewohnerinnen und Bewohner zu kommen. Hier findet sich der Ursprung der Stadtteil- und Gemeinwesenarbeit, wie sie in den 60iger Jahren in Deutschland rezipiert worden ist.

Auf dieser Basis entstand ein besonderer Zweig der Stadtforschung in Gestalt der „Stadtökologie“. Für die sich daraus entwickelnde Chicago School steht der Name Robert E. Park. „Diese Forschungstradition ... versucht den „Lebensraum Großstadt“ als Interpretationsmuster für menschliche Handlungen, Haltungen und Verhaltensweisen“ (a.a.O.: 33). Beklagen mag man, dass es in der weiten Entwicklung zu einer Entkopplung von empirischer soziologischer Forschung auf der einen Seite und praktischer sozialer Arbeit andererseits gekommen ist mit entsprechenden disziplinären Differenzierungen in Soziologie und Sozialarbeit.

Fachliche Bezüge

Obwohl es auch im deutschsprachigen Raum schon früh stadtsoziologische Ansätze gegeben hat und im Rahmen der Sozialarbeit in den 30iger Jahren des 20. Jahrhunderts für eine einheitliche Familienfürsorge nach dem Regionalisierungskonzept plädiert wurde, gab es keine Tradition einer stadtteilentwicklungsorientierten Gemeinwesenarbeit. Dies änderte sich erst im Zuge der Politisierung der sozialen Arbeit, als in den 60iger und 70iger Jahren die amerikanischen Erfahrungen rezipiert wurden (vgl. u.a. Boulet et al. 1980) und als im Rahmen der „Neuorientierung der sozialen Dienste“ in den 70iger und 80iger Jahren Regionalisierung und Dezentralisierung der Dienste zum Thema wurde (vgl. u.a. Dolls/Hammer 1988), womit wesentliche Elemente der heutigen Sozialraumdiskussion bereits angesprochen sind. Wichtig erscheint mir für die heutige Diskussion, dass schon seinerzeit unterschieden wurde zwischen „territorialer Gemeinwesenarbeit“, gemeint ist die sozialräumliche, geografisch begrenzte Dimension, „funktionaler Gemeinwesenarbeit“, ihr Bezugspunkt sind die gemeinwesen-spezifischen Lebensbedingungen und ihre Versorgungsstruktur (Wohnen, Verkehr, Bildung, Freizeit, Kultur usw.) sowie der „kategorialen Gemeinwesenarbeit“, Bezugspunkt sind die je spezifischen Bewohnergruppen differenziert nach Alter, Geschlecht, Ethnie

usw. (vgl. Schröder 1984: 21). Und ein weiterer Gesichtspunkt scheint mir für ein heutiges Verständnis von Sozialraumorientierung besonders wichtig: Kritisiert wurde schon damals, dass das Verständnis von GWA vielfach auf die „äußere“, zumeist räumliche Erscheinungsform des Gemeinwesens abhebe. Zu kurz komme vielfach das, was man als die „innere“ Dimension des Begriffs bezeichnen könne: Das menschliche Wesen als „Gemeinwesen“ mit widersprüchlichen Interessen und Bedürfnissen. Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip sollte deshalb beim äußeren Gemeinwesen ansetzen, um das innere zum Vorschein zu bringen: Sie sollte „die Selbstbestimmung handelnder Subjekte ermöglichen“ (Boulet et al. 1980: 156).

Eine weitere Vertiefung gemeinwesenorientierter Prinzipien erfolgte durch Hans Thiersch mit seinem Konzept der Alltags- bzw. Lebensweltorientierung. Dieser in den 80iger und 90iger Jahren entwickelte Theorieansatz der „lebensweltorientierten Sozialen Arbeit“ (Thiersch 1992) sieht im Alltag der Menschen den Ansatzpunkt für eine Hilfe zur Selbsthilfe, die Lebensmöglichkeiten verbessert und deren Rahmenbedingungen verändert und damit Möglichkeiten eines menschlicheren, also auch freieren und selbstbestimmteren Lebens eröffnet. Alltag meint für Thiersch „einen spezifischen Modus des Verstehens und Handelns in der Wirklichkeit.“ Und auch hier wird Alltag als „die Schnittstelle vom Subjektiven und Objektiven“ betont, als Ort, „an dem objektive, gegebene Strukturen in der Eigenart von Alltagsmustern bewältigt werden. (...) So verstanden zielt Alltagsorientierung auf die Eigensinnigkeit der Deutungs- und Handlungsmuster der Adressaten. Sie betont den Bezug der Adressaten in ihrem sozialen und regionalen Lebensfeld; sie sieht Menschen also im Kontext von Familiennetzen, Altersgruppenbeziehungen, Stadtteil- und Regionenbezügen. (...) Alltagsorientierungen in den Institutionen und Methoden der sozialen Arbeit geht einher mit Prinzipien der Prävention, der Regionalisierung und Dezentralisierung, der Integration und Partizipation, aber auch der Einmischung“ (Achter Jugendbericht) (Thiersch 1993: 17/18).

Es wird deutlich, dass diese Traditionslinien in wechselseitiger Ergänzung eine sozialraumbezogene Soziale Arbeit begründen. Der meinen Annahmen zugrundeliegende sozialökologische Ansatz geht davon aus, dass die jeweilige soziale Beschaffenheit von Räumen die spezifischen sozialen Lebenslagen von Kindern, Jugendlichen und Familien prägt. Diese sozialräumlichen Wirkungen können auf zwei Ebenen erfasst werden: Der sozialökonomischen Lebenslage (materielle Lebensbedingung) und der soziokulturellen Lebenswelt (soziale, kulturelle, psychische Bedingungen). Objekte Lebenslage wie subjektive Lebensempfindungen werden entscheidend vom sozialen Raum geprägt und entfalten sich dort. Dort also, wo Soziale Arbeit ihre Wirkung nur im Zusammenhang des sozialräumlichen Umfeldes der Leistungsadressatinnen entfalten kann, muss sich soziale Planung und soziale Dienstleistung auf dieses konkrete Lebensfeld einlassen. Zentraler Planung, Steuerung und erst recht Dienstleistungserbringung sind somit Grenzen gesetzt. Wirksames Handeln kann vielfach nur vor Ort stattfinden (vgl. ISA 2001: 12).

Soziale Planung kann nur von der konkreten Sozialstruktur eines definierten Raumes ausgehen. Soziale Dienstleistung kann sich – gemeinwesenorientiert – nur auf Menschen eines konkreten Raumes beziehen, will sie zur aktiven Veränderung dieses Raumes beitragen. Und soziale Dienstleistung kann sich – lebensweltorientiert – nur

im Alltag der Adressatinnen und Adressaten mit ihren präventiven, unterstützenden, ergänzenden und intervenierenden Angeboten wirkungsvoll entfalten. Dabei kann Soziale Arbeit die sozialen Bezüge familiärer und nachbarschaftlicher Netze, die sozialen Einbettungen in Kirchengemeinden und Religionsgemeinschaften oder Vereinen und die sich daraus ergebenden produktiven Ressourcen nutzen. Allerdings sind Sozialraum und Lebenswelt nicht identisch und nicht statisch. Sie wechseln und verändern sich je nach Alter, Geschlecht, sozialer Zugehörigkeit usw. und müssen individuell in der sozialen Praxis jeweils bestimmt werden.

Über diese Traditionsbezüge hinaus sind in die Programmatik der Sozialraumorientierung auch Erfahrungen und Forderungen eingeflossen, die sich der Kritik an der Sozialen Arbeit insgesamt, speziell aber der Kinder- und Jugendhilfe verdanken. Dies war zum einen die Kritik an der Differenzierung und Spezialisierung und damit an der zunehmenden Versäulung der Hilfen zur Erziehung, die sich in alternativen Konzepten integrierter bzw. flexibler Erziehungshilfen niedergeschlagen hat (vgl. Schröder 2001: 160). Aus demselben Unbehagen heraus resultiert der Versuch, die Verengung des professionellen Blicks auf den Einzelfall zu erweitern durch Einbezug des Gemeinwesens und Berücksichtigung der Abhängigkeiten aber auch Chancen, die der soziale Raum bietet. Insoweit „ist mit dem Begriff der Sozialraumorientierung eine sowohl konzeptionelle als auch professionelle Umorientierung intendiert, die mit der griffigen Formel „vom Fall zum Feld“ (vgl. Hinte et al. 1999) klar umschrieben ist“ (Merten 2002: 12).

Und schließlich verdanken wir einem Verständnis von „Sozialer Arbeit als Koproduktion“ eine weitere Begründung für eine sozialräumliche Orientierung: „Die Kinder- und Jugendhilfe (wird) dort als Akteur einer Gemeinschaftsanstrengung sozialer und wirtschaftlicher Infrastrukturpolitik und das zweigliedrige Jugendamt zum Akteur für soziale Gestaltungs- und Partizipationsprozesse in einem definierten Sozialraum der Gebietskörperschaft gekennzeichnet“ (Brocke 2002:1). In diesem zivilgesellschaftlichen Verständnis von Sozialer Arbeit geht es um öffentliche Kommunikation und Diskussion, um Beteiligung und Mitwirkung, um integrierte Politikansätze und neue Formen von Ressourcenmanagement. Mit diesem neuen Blick auf den Sozialraum und die in ihm handelnden öffentlichen und privaten Akteure verbindet sich die Aufforderung, über das Verhältnis dieser Akteure untereinander nachzudenken sowie Kommunikations- und Organisationsstrukturen zu finden, die einen solchen Koproduktionsprozess ermöglichen.

Dimensionen sozialraumorientierten Handelns

Soziale Prozesse vollziehen sich in bestimmten sozialräumlichen Zusammenhängen. Es geht um gelebte Sozialräume aus der Perspektive der Adressatinnen und Adressaten. Diese Räume können je nach Person, Situation oder Konstellation sehr unterschiedlich sein und dies macht die Schwierigkeit des Konzeptes aus. Es bedeutet nämlich die Notwendigkeit und Mühe, sich jeweils die für den Sozialisationsprozess entscheidenden Sozialräume bewusst zu machen. Das kann das Jugendhaus, die Freizeitstätte als umbauter Raum sein. Das ist der Stadtteil, das Quartier, der Kiez, in dem Kinder, Jugendliche und ihre Familien aufwachsen und verankert sind. Unter Planungsaspekten wird das eine ganze Region sein, wenn es darum geht, Infrastruk-

turplanung zu betreiben. Schließlich bietet auch die Stadt einen Sozialraum, der politisch durch integrierte Politikansätze zu gestalten ist. Auf diese, eher formale Sozialraumorientierung sich zu beschränken, hieße aber Raum allein auf sozialgeografisch begrenzte Territorien zu reduzieren.

Raum wird jeweils von handelnden Individuen konstruiert, er entsteht durch die Interaktion von Menschen und kann für unterschiedliche Menschen und in unterschiedlichen Situationen ebenso unterschiedlich sein (vgl. Deinet 2003: 318). Historisch wurden immer wieder neue Formen der Raumkonstitution gedacht: Das von Dietrich Baacke vorgestellte Zonenmodell geht davon aus, dass mit unterschiedlichen Lebensphasen unterschiedliche Mobilitätsmöglichkeiten verbunden sind, die zunächst von einem Zentrum bis schließlich zur Peripherie reichen (Baacke 1980). Eine andere Sicht hat Helga Zeiher entworfen, die mit ihrem Inselmodell vereinzelt, voneinander getrennte, an bestimmte Funktionen gebundene Inseln identifiziert hat, die jeweils aufgesucht werden müssen (Zeiher 1983). Martina Löw entwickelt einen dynamischen Raumbegriff, der die Trennung von Subjekt und Raum aufhebt und deutlich macht, dass Kinder und Jugendliche heute, auch aufgrund der neuen Technologien, Raum zunehmend als inhomogen und fließend erfahren (Löw 2001). Christian Reutlinger machte jüngst darauf aufmerksam, dass die „gespaltene Stadt“ als sozialräumlich segregierte Stadt droht, ihre Integrationsfunktion zu verlieren mit der Folge, dass Teile der Jugend „unsichtbar“ werden und von den klassischen Sozialraumkonzepten gar nicht mehr erfasst werden (Reutlinger 2003).

Und schließlich leben in den Stadtteilen völlig unterschiedliche Menschen aus stark differierenden Milieus, die sich im Raum und zu ihrem jeweiligen Raum sehr unterschiedlich verhalten. „Die Nutzung und Aneignung des physischen Raums – der Wohnung, der Straße, des Quartiers und seiner Infrastruktur – hängt ab von dem Habitus der Akteure“ (Mack 2001: 140). In Anlehnung an Bordieu entwickelt Mack das Verhältnis von Räumlichem und Sozialem und kommt zu dem Schluss: „Sozialräumlichkeit als Handlungs- und Strukturprinzip der Jugendhilfe ist deshalb notwendig immer auch ein Konstrukt. Doch dieses Konstrukt kann dazu beitragen, den Anspruch der Jugendhilfe einzulösen, ihre Angebote und Leistungen an den Bedürfnissen und Interessen der Kinder und Jugendlichen zu orientieren.“ (a.a.O.: 143)

Diese Überlegungen machen den Umgang mit dem Begriff Sozialraumorientierung nicht einfacher, sie verdeutlichen aber, dass Verwaltungsräume, Planungsräume und Lebensräume der Menschen unterschiedlich und zu unterscheiden sind. Das heißt, dass Sozialraum für den jeweiligen Arbeitsansatz jeweils konkretisiert werden muss. Und das bedeutet insbesondere, dass in jedem Einzelfall die subjektive Konstituierung von Sozialraum erfasst werden muss, um dem Menschen in seiner Sozialräumlichkeit gerecht zu werden und eine entsprechende Kooperation zu ermöglichen. Damit wird offensichtlich, dass auch im Begriff der „Orientierung“ ein Arbeitsauftrag an die Soziale Arbeit enthalten ist, der jeweils individuell und differenziert einzulösen ist.

Um diese Überlegungen deutlicher werden zu lassen, sollen sie knapp auf den Einzelfall rückgespiegelt werden. Für die türkischstämmige Familie spielt zweifellos der „Sozialraum Nachbarschaft“ in Milbertshofen eine Rolle, allerdings geprägt eher

durch die institutionellen Beziehungen zu Schule, Kindergarten oder Freizeiteinrichtung. Ein ganz wesentlicher Sozialraum scheint die „religiöse Gemeinschaft“ der Moschee zu sein, die eine Fülle von Ressourcen bietet, die auch für mögliche Hilfeverläufe von Bedeutung sein könnten. Die Drei-Generationen-Familie und die „ethnische Gemeinschaft“, die sich in Freimann findet, bilden einen weiteren Sozialraum von hoher Relevanz. Diese familiären, ethnischen, nachbarschaftlichen und (inter)religiösen sozialen Räume werden noch überwölbt durch „transnationale soziale Räume“, die sich in den pluri-lokalen sozialen Verflechtungszusammenhängen zwischen Herkunftsgesellschaft und Aufnahmegesellschaft ergeben. Die stattgefundene Pendelmigration, die Zuheirat aus der ehemaligen Heimat und die Erwartungen der Familie bilden einen sozialen Raum mit Verpflichtungen und Verflechtungen, die bei einem potentiellen Hilfeprozess von entscheidender Bedeutung sein können. Wenn man dann noch die jeweils subjektiv konstruierten Sozialräume etwa der Kinder im Hinblick auf Schule, Freizeitverhalten, Freundschaftsbeziehungen und ähnliches betrachtet, wird die komplexe Dimension sozialraumorientierter Handlungsansätze langsam deutlich.

Methodische Prinzipien der Sozialraumorientierung

Im Hinblick auf die Entwicklung aus der Gemeinwesenarbeit heraus (vgl. Boulet et al. 1980: 156) und in Anlehnung an Hinte (2001: 129; 2002: 92) lassen sich für die Soziale Arbeit mit betroffenen Menschen folgende methodische Prinzipien formulieren:

- Sicht auf die Menschen im Sozialraum als tätige Subjekte mit der Fähigkeit zu veränderndem Handeln
- Konsequenter Ansatz am Willen und an den geäußerten Interessen der Menschen im Sozialraum
- Aktivierende Soziale Arbeit und Förderung von Selbsthilfe und Selbstbestimmung
- Ansatz an den Ressourcen der im Sozialraum lebenden Menschen sowie an den materiellen Ressourcen des Sozialraums
- Zielgruppen- und bereichsübergreifender Ansatz
- Koordination und Kooperation der sozialen Dienste und professionellen und sonstigen Ressourcen
- Die von den Menschen definierten sozialen Räume als Grundlagen der Organisation Sozialer Arbeit

Sozialraumorientierung als Haltung

Wiederum in Anknüpfung an die Gemeinwesenarbeit kann Sozialraumorientierung als Arbeitsprinzip professioneller Sozialarbeit verstanden werden, also als eine Handlungsmaxime sozialen Handelns, die unabdingbar ist für die Wirksamkeit sozialer Dienstleistungen. Die Relevanz dieses Handlungsprinzips ergibt sich im wesentlichen auf vier Ebenen:

Planungsebene

Sozialraum für Planungsinteressen hat einen räumlichen Umgriff, der sich an geographischen und administrativen Bezügen orientiert. Anzustreben ist, dass diese Bezüge mit den Lebenswelten der Betroffenen in Übereinstimmung stehen. Es geht um Bestandsaufnahmen, Bedarfserhebungen und Maßnahmeplanungen für die soziale Infrastruktur eines definierten Raumes. Städtebauliche Sozialplanung, soziale Infrastrukturplanung oder Sozialberichterstattung tragen dazu bei, Grundlagen für Raumplanung zu legen. Anzustreben ist die Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger.

Handlungsebene

Ausgangspunkte sind das Gemeinwesen und die sozialen Verhältnisse der in ihm lebenden Menschen. Methodisch geht es darum, einen zugehenden und aktivierenden Ansatz zu entwickeln, der von den Interessen der Betroffenen ausgeht und diese dafür erkundet. Im Vordergrund stehen zwar die individuellen Fragestellungen der Menschen im Sozialraum, der Blick richtet sich jedoch auf deren soziale Entstehungsbedingungen und die möglichen Lösungschancen und die dafür vorhandenen individuellen und sozialen Ressourcen. Idealtypisch sind es deshalb kleine und überschaubare soziale Räume, in denen professionelle Soziale Arbeit stattfindet. Mit diesem methodischen Ansatz realisieren sich dann auch all jene Prinzipien und Haltungen, die moderne Soziale Arbeit kennzeichnen: Es geht um die Beteiligung von Nutzerinnen und Nutzern der sozialen Dienstleistungen ebenso wie um deren Befähigung und Ermächtigung zur Selbstsorge und Selbstbestimmung, um Soziale Arbeit als Koproduktion zu ermöglichen. Angesetzt wird bei den Stärken und Fähigkeiten der Menschen, im Vordergrund stehen also deren Ressourcen und nicht angebliche Defizite. Bezugspunkt ist die Lebenswelt der Menschen. Soziale Arbeit reagiert flexibel auf die Bedarfe und Interessen der Betroffenen, bettet sich ein in die bestehenden Netzwerke des Sozialraums und bemüht sich um Koordination und Kooperation der vielfältigen Akteure. Hier mag dann auch das neue Prinzip von „Fördern und Fordern“ Platz finden, wenn nur die Förderung die ihr zustehende Bedeutung behält.

Strukturebene

Aus dem Leitbild der Sozialraumorientierung ergibt sich die organisationspolitische Konsequenz, die Strukturen sozialer Dienste weitestgehend zu dezentralisieren und zu regionalisieren. Diese Prinzipien wurden schon im Achten Jugendbericht als „Strukturmaxime“ der Jugendhilfe beschrieben, dort heißt es unter der Überschrift „Lebensweltorientierte Jugendhilfe bedeutet Dezentralisierung und Regionalisierung der Leistungsangebote“: „Innerhalb der Institutionalisierungskritik in der Jugendhilfe wird zunehmend deutlich, wie sehr die Zentralisierung von Angeboten einhergeht mit der Erschwerung der Zugangsmöglichkeit für die Adressaten und mit der „amtlich“ institutionellen Unkenntnis und Nichtnutzung jener Ressourcen zur Selbsthilfe, wie sie in den Lebenswelten der Adressaten, im Alltag ihrer überschaubaren Verhältnisse verfügbar sind oder sein könnten. So entwickelten sich Ansätze zur Dezentralisierung (...) Dezentralisierung ist aber zunächst nur eine formale Strukturmaxime – und darin zwar notwendig, aber noch nicht hinreichend (...) Das Konzept der Dezentralisierung füllt sich inhaltlich erst in dem der Regionalisierung. Regionalisierung meint die Einbettung der Arbeit in die gleichsam gewachsenen, konkreten, lokalen und regionalen Strukturen, wie sie gegeben sind in den Lebenswelt- und Alltagstraditionen und in den sozia-

len Versorgungsangeboten. Regionalisierung also meint die Versorgung der sozialen Arbeit z. B. in einem Stadtbezirk...“ (BMJFFG 1990: 86). Damit ist der Sozialraum Bezugspunkt für die Steuerung soziale Dienstleistungen sowohl im Hinblick auf die Verteilung der Ressourcen wie auch auf die Steuerung der Leistungserbringung. Kritisch wird immer wieder zu reflektieren sein, ob nicht doch die Logik des Apparates den Blick auf den Alltag der Adressaten verstellt. Ob mehr Freiheit und Flexibilität der Mitarbeiterschaft im Raum nötig sind, um diese Strukturlogik zu unterlaufen.

Instrumentelle Ebene

Als wesentliches Steuerungsinstrument gegenüber den lokalen Akteuren bildet sich zunehmend das Kontraktmanagement heraus. Kontraktmanagement verstanden als Aushandlungsprozess realisiert sich in vereinbarten Zielen, einer festgelegten Berichterstattung sowie regelmäßiger Evaluation der vereinbarten Ergebnisse und Wirkungen. Als finanzielles Steuerungsinstrument steht im Vordergrund der Debatte derzeit das Sozialraumbudget, das vielfach mit Sozialraumorientierung gleichgesetzt wird. Hier gibt es unterschiedliche Modelle regionaler Budgets, insbesondere im Feld der Erziehungshilfen. Sozialraumbudgets mögen ein hilfreiches Instrument für Effizienz und Effektivität Sozialer Arbeit sein, sie sind jedoch nicht unabdingbar für die Realisierung von Sozialraumorientierung als Haltung.

3. Gewollte Missverständnisse von Sozialraumorientierung

Die Literatur zum Thema Sozialraumorientierung ist inzwischen schier unüberschaubar geworden. Dabei fällt auf, dass kritische Kommentierungen zunehmen und dabei eine Methode verwandt wird, sich den Gegenstand so zuzurichten, dass er mit seiner ursprünglichen Intention nicht mehr viel zu tun hat. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die historischen Traditionslinien missachtet werden, worauf Hinte immer wieder hinweist. Im Folgenden sollen drei Verkürzungen, Missverständnisse und Gefahren skizziert werden.

Unzulässige Verkürzungen

Vor dem Hintergrund von Dienstleistungsorientierung und Verwaltungsmodernisierung wird Sozialraumorientierung häufig technokratisch verengt auf sozialgeografische Größen bzw. sozialplanerische Dimensionen. Eine sozialräumliche Logik der Stadtsoziologie oder der Sozialplanung als Raumlogik des Territoriums wird unreflektiert in die aktuelle Sozialraum- und Jugendhilfediskussion übernommen (vgl. Reutlinger 2003: 10). Dieses Verständnis verkürzt Sozialraumorientierung auf einen geografischen Ort und glaubt, mit dem Organisationsprinzip von Dezentralisierung und Regionalisierung allen Erfordernissen Genüge getan zu haben. In dieser rein formalen Variante bleibt es möglich, so zu arbeiten wie bisher, und all jene oben skizzierten Haltungen nicht einzunehmen, die für eine sozialräumliche Orientierung Sozialer Arbeit unabdingbar sind und die insbesondere Voraussetzung dafür sind, die jeweilige subjektive Konstituierung von Sozialraum zur Kenntnis zu nehmen.

Gewollte Missverständnisse

Die zum Teil heftige Kritik am Konzept der Sozialraumorientierung arbeitet häufig mit der Methode, Sozialraumorientierung auf Sozialraumbudgetierung zu verkürzen und

diese dann als Sparprogramm der Kommunen und als Modernisierungsinstrument der Sozialverwaltung zu diffamieren. Unter besonderen Verdacht gerät dabei der Umstand, dass sozialräumliche Orientierung in der Sozialverwaltung auf positiven Widerhall stößt oder sogar von ihr angeregt wird. „Neu ist am „Projekt Sozialraumorientierung“, dass es – anders als seine historischen Vorläufer – nicht gegen den Willen des verfassten Gemeinwesens realisiert werden muss, sondern sich durchaus dessen Unterstützung sicher sein kann. Und genau das ist das Einfaltstor für die (...) beschriebenen Bedenken – und Verdachtsmomente.“ (Merten 2002: 13) Als Verdacht wird formuliert, unter den gegenwärtigen Bedingungen fiskalischer Engpässe ginge es vor allem um eine „Anpassung nach unten“. Ähnlich sieht das Mechthild Wolff, wenn sie befürchtet, dass die Problemlösungen in die Sozialräume zurückgegeben werden: „Hätte sich das Lebensweltkonzept – und darauf aufbauend auch das Konzept der integrierten Hilfen – noch als pädagogisches im Sinne einer Stärkung der Betroffenenperspektive verstanden, so ist heute davon auszugehen, dass die Sozialraumdebatte hauptsächlich um Finanzierungs- und Planungsfragen kreist“ (Wolff 2002: 48). Diese Kritik nehmen Dahme/Wohlfahrt auf, wenn sie feststellen: „Eine genauere Betrachtung laufender Reformenbemühungen verstärkt den Eindruck, dass das Betriebssystem der „neuen“ Sozialraumorientierung eher der Logik der Haushaltskonsolidierung und der Verwaltungsmodernisierung als Programmen zur Sozialintegration, Armutsbekämpfung oder gar der Weiterentwicklung der lokalen Demokratie verpflichtet ist“ (Dahme/Wohlfahrt 2004: 334). In einer solchen Argumentation werden nicht nur Gefahren beschrieben, wie sie in einer technokratischen Verkürzung des Sozialraumverständnisses tatsächlich liegen könnten. Geradezu bösartig mutet es an, wenn Sozialraumorientierung aus ihren historischen Zusammenhängen gelöst und auf Instrumente verkürzt wird, die nur eine und nicht einmal eine entscheidende Ebene des Gesamtkonzeptes ausmachen.

Drohende Gefahren

Sozialraumorientierung unter dem Aspekt der Ressourcenorientierung, sowohl der Ressourcen der hilfeschenden Bürgerinnen und Bürger selbst wie der familiären, nachbarschaftlichen oder sonstigen Strukturen im Stadtteil, droht in der Tat unter den gegenwärtigen fiskalischen Bedingungen eine gewisse Instrumentalisierung. Die wirklichen oder vermuteten Ressourcen werden vordergründig als Sparchancen gesehen und benutzt, statt ausgehend vom Willen der Betroffenen mit ihnen und unter Einsatz ihrer Ressourcen Perspektiven zu entwickeln und Aktivierungschancen wahrzunehmen. Damit verbunden ist ein „sozialräumlicher Blick“, wie Ulrich Deinet feststellt. Gemeint ist die Instrumentalisierung beispielsweise der offenen Kinder- und Jugendarbeit für Präventionsstrategien in sozialen Räumen. „Eine sozialräumlich orientierte Kinder- und Jugendarbeit, die die informellen Treffs von Kindern und Jugendlichen, öffentliche Freiräume, Konfliktzonen, Cliquenreviere usw. kennt, ist idealer Partner einer umfassenden Präventionsstrategie“, warnt Deinet und belegt dies mit Beispielen aus Versuchen einer umfassenden Kriminalprävention (Deinet 2002: 286).

Vor diesem Hintergrund gilt erneut: Sozialräumliche Orientierung darf nicht auf einen Organisationsprinzip verkürzt werden, Instrumente sozialräumlichen Handelns haben allenfalls unterstützenden Charakter, sozialräumliche Orientierung bedeutet eine

Handlungsmaxime, die subjektbezogene und qualitative Aspekte nicht vernachlässigen darf.

4. Sozialraumorientierung in der Münchner Kinder- und Jugendhilfe

Sozialraumorientierung und Neue Steuerung

Die Rahmenbedingungen für ein sozialraumorientiertes Handeln in München sind an sich gut. Die „Perspektive München“ als stadtentwicklungspolitische Leitlinie für die Entwicklung der Landeshauptstadt München formuliert ausdrücklich „Perspektiven für den Sozialraum Stadt“ (Planungsreferat 1998: 21). Damit verbunden wird die Forderung nach integrierten Politikansätzen, die das traditionelle Ressortdenken überwinden sollen. Dafür bedarf es einer Abkehr von einer reaktiven zu einer gestaltenden Sozialpolitik und des Paradigmenwechsels von kommunaler Sozialpolitik hin zur sozialen Kommunalpolitik, die Stadt als sozialen Raum begreift (vgl. Graffe et al 2004: 18). Konsequenterweise fordert die „Perspektive München“ eine „soziale Kommunalpolitik zur Lösung sozialer und sozialräumlicher Probleme sowie die Stärkung der Stadtteile als räumliche Lebensmittelpunkte, in denen soziales Miteinander und Verantwortung erfahrbar wird“ (25). Und hier treffen sich dann, wie Hinte zurecht feststellt, die konzeptionellen Leitvorstellungen der klassischen Gemeinwesenarbeit mit neuen Überlegungen für einen Paradigmenwechsel hin zur sozialen Kommunalpolitik: „Sozialraumorientierung als sozialpädagogisches Konzept ist nur zu verstehen auf der Grundlage der Diskussion um kommunale Sozialpolitik und gemeinwesenarbeitsliche Traditionen“ (Hinte 2002: 96).

Vor dem Hintergrund dieser grundsätzlichen, sozialraumorientierten Ausrichtung der stadtentwicklungspolitischen Leitlinien für München muss gefragt werden, ob die mit der „Aufgaben- und Verwaltungsreform“ nach der Philosophie des Neuen Steuerungsmodells betriebene Verwaltungsmodernisierung nicht diese grundsätzliche Orientierung konterkariert. Als zentrale Vorgabe für die gesamte Stadtverwaltung gilt unter anderen Rahmenbedingungen, dass die neue Organisation einer Produktlogik zu folgen hat, dass die Leistungen, Dienste und Einrichtungen als Produkte zu beschreiben und in entsprechenden Produktplänen dem Stadtrat zur politischen Beschlussfassung vorzulegen sind. Dieser Logik ist auch das Sozialreferat gefolgt und hat seine Leistungen in einem an Lebenslagen orientierten Produktplan zusammengefasst und darauf aufbauend seine Organisation neu strukturiert. Mag die Einführung der Produktlogik auch die Transparenz von Kosten und Leistungen herstellen und damit Grundlage für die Kosten-Leistungs-Rechnung und ein entsprechendes Controlling sein, so führt sie doch zugleich zu einer paradoxen Situation: Mit der weiteren Organisationsentscheidung des Sozialreferates für Sozialbürgerhäuser, in denen alle Leistungen für die Bürgerinnen und Bürger in einer amts- und professionsübergreifenden Struktur im Stadtteil angeboten werden, haben wir als Ergebnis zentral eine an Produkten orientierte, vertikale Organisationsstruktur mit neuen Versäulungstendenzen und auf der anderen Seite eine regionale Leistungserbringung, die produktübergreifend an den Interessen und Bedürfnissen der Bürgerinnen und Bürger ansetzen soll. Produktlogik und Sozialraumorientierung stehen damit in einem paradoxen Spannungsverhältnis zueinander, das nicht prinzipiell sondern nur jeweils problembezogen gelöst werden kann.

Einen Lösungsansatz bieten Sozialplanung bzw. Kinder- und Jugendhilfeplanung. Idealtypisch geht es darum, die auf die einzelnen Leistungen und Produkte der Jugendhilfe hin orientierten Fachplanungen zu verbinden mit den Bedarfen und Bedürfnissen, wie sie jeweils für den sozialen Raum formuliert werden. In Abstimmung der fachplanerischen und sozialräumlichen Aspekte, deren planerischer Bewertung und sozialpolitischer Priorisierung kommt man zu einer Entscheidungsgrundlage, die es Verwaltung und Politik ermöglichen, eine entsprechende Maßnahmeplanung vorzunehmen und zu beschließen. Diese setzt zunächst eine produktübergreifende, regionale Jugendhilfeplanung und Zielformulierung im Jugendamt selbst voraus, um fachliche und räumliche Zusammenhänge und Abhängigkeiten zu berücksichtigen. Das muss ergänzt werden um einen Planungsdialog mit der Sozialregion, was wir modellhaft mit zwei Planungsforen begonnen haben. Das kann und muss unterstützt werden durch kooperative Strukturen in den einzelnen Regionen, wie sie in München in der Form von REGSAM institutionalisiert sind. Und das muss schließlich zu einer neuen Planungskultur mit einem entsprechenden Planungsverständnis führen, das Kooperations- und Vernetzungszusammenhänge frühzeitig deutlich und entsprechende Kommunikations- und Kooperationsbezüge selbstverständlich werden lässt. – Davon sind wir in München noch weit entfernt !

Es bedarf also mehr denn je einer qualifizierten Sozialplanung und Kinder- Jugendhilfeplanung. Sozialberichterstattung, Statistik, Datenanalyse, die Erstellung von Problemstudien, Bestandserhebung, Bedarfsermittlung und Maßnahmeplanung sind weiterhin wichtige Elemente sozialer Planung. Zugleich muss sich aber soziale Planung auch noch stärker sozialräumlich qualifizieren: Quantitative Ansätze allein werden den lebensweltbezogenen Ansätzen zu wenig gerecht und müssen um qualitative Forschung erweitert und ergänzt werden. Der sozialräumliche Blick vorwiegend unter sozialgeografischen Gesichtspunkten wird der Dynamik eben dieser Lebenswelten nicht ausreichend gerecht. Und Sozialplanung vorwiegend als Infrastrukturplanung läuft Gefahr, Raumverhalten und Raumeignung von jungen Menschen nicht ausreichend zu berücksichtigen. Die Raumeignung von Cliquen, die wechselnde Bedeutung der Innenstadt für junge Menschen, die Zusammenhänge von Wohnort, Schul- bzw. Ausbildungsort und Freizeitorien stellen neue Herausforderungen an Sozialplanung und Kinder- und Jugendhilfeplanung.

Hier bietet die Programmplattform „Soziale Stadt“ gute Ansätze und Chancen für eine integrierte und nachhaltige Stadtentwicklungsplanung unter Einbeziehung der Betroffenen. Mit den strategischen Zielen „Prosperität“ (Schaffung bzw. Sicherung von Arbeit und Einkommen durch Kreativität und Innovation), „Integration“ (Sicherung des sozialen Friedens, Förderung von Bürgerschaftlichem Engagement und Selbsthilfe) und „Lebensqualität“ (Sicherung der ökologischen und ästhetischen Qualität im Sozialraum) wird ein produktives Spannungsverhältnis beschrieben, in dem kleinteilige, lokale Entwicklungen innovativ und partizipativ in München in Gang gesetzt werden können.

Felder der Kinder- und Jugendhilfe

Für sozialraumorientiertes Handeln gibt es kein Patentrezept, für jedes Feld und jeden Bereich muss eine spezifische differenzierte und kontextabhängige Entwicklung erfol-

gen. Grundsätzlich bietet München gute strukturelle Rahmenbedingungen: Die 13 Münchner Sozialregionen bilden die Räume, auf die sich Organisation und Sozial- bzw. Jugendhilfeplanung beziehen. Der öffentliche Träger hat mit der Dezentralisierung und Regionalisierung seiner sozialen Dienstleistungsangebote im Sozialbürgerhaus – organisatorisch – einen zentralen Ort der Dienstleistung bzw. Dienstleistungsvermittlung im sozialen Raum geschaffen. Mit der „Regionalisierung der Sozialen Arbeit in München“ REGSAM sind institutionalisierte Grundlagen für eine gute Vernetzungsstruktur geschaffen. Darüber hinaus blickt München zumindest historisch auf eine gute Tradition von Stadtteil- und Gemeinwesenarbeit zurück. Allerdings: Die Sozialregionen sind als sozialräumliche Bezugspunkte viel zu groß. Ohne Binnendifferenzierung und kleinräumliche Arbeitsstrukturen geht Sozialraumorientierung in dem hier vertretenen Verständnis in Leere.

Kindertagesbetreuung

Die institutionelle Kindertagesbetreuung in Krippen, Kindergärten, Horten und vergleichbaren Einrichtungen bietet besondere Chancen für ein sozialraumorientiertes Arbeiten. Auch in München verstehen sich die Einrichtungen zunehmend als Orte im Sozialraum mit Verpflichtungen, die über die reine Betreuungsarbeit weit hinausgehen. Die Kindertagesstätte als gebauter Raum wird mit den Kindern gestaltet und ermöglicht vielfältige Aneignungsmöglichkeiten. Die Kindertagesstätte bietet sich als Zentrum im Gemeinwesen geradezu an, ist sie doch ein Ort, wo Kinder, ihre Eltern und Erziehungskräfte regelmäßig zusammenkommen. Die Kindertagesstätte bildet somit einen sozialen Raum, in dem Elternarbeit und Elternberatung stattfinden, der sich aber auch zum Elterntreff und Ort der Elternbildung entwickeln kann. In München sind wir mit der Konzeption der Kindertageszentren (in Anlehnung an die englische Entwicklung der „early excellence center“) auf einem guten Weg: Neben der Kindertagesbetreuung sind vorgesehen unterstützende und beratende Dienstleistungsangebote für Eltern und Familien, Bildungsmöglichkeiten für Kinder und Familien sowie weitere, insbesondere auch aktivierende Angebote für das die Einrichtung umgebende Gemeinwesen. Dafür vernetzen sich die Einrichtungen mit der Erziehungsberatung, der Familienbildung, mit Beratungsangeboten oder mit sonstigen Diensten aus dem Gesundheits- und Kulturbereich. Die Kindertagesstätte wird zum Ort der Begegnung, der niederschweligen Beratung, der Weiterbildung und macht Angebote für Selbstorganisation und Selbsthilfe. Die Kindertagesstätte wird so zu einem kleinen Gemeinwesenzentrum und Netzwerk örtlicher Familienpolitik. Hier sind wir in München auf einem guten Weg, es besteht weniger konzeptioneller Bedarf als die Notwendigkeit der Umsetzung.

Offene Kinder- und Jugendarbeit/Kinder- und Jugendkulturarbeit

Auch für die offene Kinder- und Jugendarbeit gilt ähnlich wie für die Kindertagesbetreuung, dass sie vorwiegend regional ausgerichtet und ein traditionelles Feld der Raumorientierung ist. Die Freizeitstätte als umbauter Raum wie als Ausgangspunkt für das Umfeld bietet sich als Möglichkeits-, Veränderungs- und Aneignungsraum an. In der aktuellen Diskussion werden die Chancen der Bildung im Raum verstärkt diskutiert. Auch hier finden sich gute und bewährte Ansätze in München mit einer situativ arbeitenden Pädagogik, mit Möglichkeiten der Beteiligung, der Selbstbestimmung und Selbstorganisation, mit der Verbindung von einrichtungsorientierter und mobiler Kinder- und Jugendarbeit oder mit Projekten konkreter Raumerkundung wie etwa City

Bound. Vorzuheben ist die modellhaft im 24. Stadtbezirk durchgeführte sozialräumliche Konzeptentwicklung, die zu neuen, sozialräumlich und ressourcenorientierten Ansätzen geführt hat und auch zu einer Präsentation der eigenen Angebote, wie sie aus der Sicht der betroffenen Kinder und Jugendlichen relevant erscheinen. Die Vernetzung im Raum im Rahmen von REGSAM und den Facharbeitskreisen, die Kooperation bei Projekten oder Stadtteilaktivitäten durchaus vorhanden.

Kinder- und Jugendkulturarbeit findet regional und überregional statt, sie ist Teil der offenen Arbeit ebenso wie eigenständiges kreatives Angebot. Interessant unter dem Aspekt der Raumorientierung erscheinen mir jüngere Entwicklungen, wie sie sich aus den neuen Kooperationsbeziehungen zwischen den Feldern Schule, Soziales und Kultur im Rahmen des Münchner Bildungsnetzwerkes ergeben: Projekte wie Kultur und Schulservice München, Jugendkunstschule München oder auch Kinderkolleg schaffen eine neue Vernetzungsstruktur und damit einen virtuellen Sozialraum Stadt, der als Spiellandschaft und neuerdings als Bildungslandschaft verstanden wird.

Kritisch bleibt für die offene Arbeit anzumerken, dass sie noch relativ stark versäult und einrichtungsorientiert ist und sich auf den unmittelbaren sozialgeografischen Raum der näheren Umgebung bezieht. Positive, aber noch eher vereinzelte Gegenbewegungen sehe ich in der zunehmenden Zusammenarbeit von Jugendhilfe und Schule (von 89 Freizeiteinrichtungen sind daran 66 beteiligt!) und in der sich vertiefenden Zusammenarbeit von offener Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit. Hier gilt es für die Zukunft anzusetzen.

Jugendsozialarbeit

Jugendsozialarbeit scheint sich zum Teil noch schwer zu tun mit der Sozialraumorientierung, weil das Arbeitsprinzip mit Regionalisierung verwechselt wird und unter Hinweis auf die überregionale Verantwortung das Sozialräumliche zunächst nicht fassbar erscheint. Das hat sich beispielsweise in der Reaktion von Projekten für Mädchen und junge Frauen gezeigt, die stadtweit tätig sind und deshalb zunächst von sozialraumorientierten Ansprüchen Nachteile befürchteten. Die Arbeitsansätze sind eher zielgruppenorientiert, problemlagenbezogen und überregional wie beispielsweise bei der berufsbezogenen Jugendhilfe oder sie sind auf die Institution bezogen wie etwa bei der Schulsozialarbeit. Ausgangspunkt der Arbeit sind soziale Benachteiligungen, die häufig individualisiert gesehen und angegangen werden. Richtig ist, dass die Zielgruppen der Jugendsozialarbeit oft die ganze Stadt als Lebens- und Sozialraum empfinden und eine entsprechende Mobilität aufweisen. Das hat Streetwork konzeptionell aufgegriffen, um flexibel reagieren zu können. Es scheint mir besonders wichtig, dafür sensibel zu werden, wie die jungen Menschen ihre Sozialräume jeweils begründen. Schulsozialarbeit muss sich noch stärker um die lebensweltlichen Bezüge ihrer Klientel kümmern und zugleich, was in ersten Ansätzen geschieht, schulsprengelübergreifend denken und handeln. Mit den soeben angesprochenen Kooperationsprojekten zwischen offener Jugendarbeit und Schulsozialarbeit bzw. offener Jugendarbeit und Streetwork gibt es dafür erste Ansätze. Die Analyse von Bewegungsprozessen zwischen Heimatstadtteil und Innenstadt bzw. zentralen Treffs muss Konsequenzen haben sowohl für die Planung der Infrastruktur wie die Mobilität von Sozialer Arbeit.

Familienhilfen

Der Bereich der Familienhilfen deckt ein weites Spektrum unterschiedlicher Dienstleistungen ab. Von der Bezirkssozialarbeit, die von der Konzeption her stadtteilorientiert ansetzt, über die Erziehungsberatung bis zur Familienbildung reicht das Spektrum. Hier verfügt München durchgehend über regionalisierte Angebote, die aber vielfach noch zu hochschwellig angelegt sind. Ich sehe zwar das zunehmende Problem der Refinanzierung etwa bei der Familienbildung, gleichwohl bleibt es gemeinsame Aufgabe von öffentlichem und freien Trägern, hier konzeptionell weiter zu denken. Die eingangs skizzierten Vorstellungen von Kindertageszentren in München bieten dafür den geeigneten Ansatz.

Hilfen zur Erziehung

Die Diskussion um die Reorganisation spezialisierter und versäulter Erziehungshilfen hat für den Diskurs um die Sozialraumorientierung eine bedeutende Rolle gespielt. Die Entwicklung integrierter und flexibler Hilfen war auch davon gekennzeichnet, die Lebenswelten der Kinder, Jugendlichen und ihrer Familien und die vorfindbaren Ressourcen stärker zum Ausgangspunkt erzieherischer Hilfen zu nehmen. Diesen Grundüberzeugungen folgen wir in München mit unserem großangelegten Projekt „Umbau statt Ausbau“, was sich in einer gemeinsam mit den freien Trägern verabschiedeten Qualitätsentwicklungsempfehlung niederschlägt. Hier geht es darum, alle Hilfen zur Erziehung qualitativ so zu entwickeln, dass sie stärker sozialraumorientiert und flexibel an den Bedarfen des Subjekts orientiert jeweils individuell entwickelt werden. Der Prozess ist inzwischen weit fortgeschritten: Für die Ambulanten Erziehungshilfen haben wir eine sozialräumliche Organisation festgelegt, gesteuert wird mit Hilfe von Sozialraumbudgets, die auch fallunspezifisches Arbeiten ermöglichen. Die ersten Wirkungen lassen mehr Effektivität und Effizienz erkennen. Auch im Bereich der teilstationären Hilfen sind wir zu einem Abschluss mit den freien Trägern gekommen. Die Angebote sollen sich in Zukunft regional dort verorten, wo Bedarfe bestehen. Eine Flexibilisierung der jeweiligen Angebote soll mehr Hilfen und mehr Effektivität ermöglichen. Beim Umbau der stationären Hilfen sind wir noch im Gespräch. Ziel ist auch hier eine stärkere regionale Orientierung. Zwischen Sozialbürgerhäusern und einzelnen Heimen sollen klare Kooperationsbeziehungen hergestellt werden, um eine rasche und lebensraumnahe Hilfe zu ermöglichen. Insgesamt sind wir in München auf einem guten Weg zu mehr Kooperation und Vernetzung, zu mehr Ressourcenorientierung und Flexibilität auch im Feld der Erziehungshilfen. Was fehlt, ist die sozialräumliche Kooperation zwischen Erziehungshilfen und den anderen Feldern der Jugendhilfe.

Erwartungen an die Münchner Kinder- und Jugendhilfe

Von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der sozialen Dienste ist zu erwarten, dass sie bei der Planung sozialer Infrastruktur die Unterschiedlichkeit sozialer Räume und deren Qualität sowie deren Auswirkungen auf das jeweilige soziale Arbeitsfeld berücksichtigen. Für soziale Dienstleistungen und Angebote gilt, dass objektive und subjektive sozialräumliche Elemente ihrer Zielgruppen Berücksichtigung finden müssen. Es haben lokale, überregionale, sogar nationale und transnationale Räume Bedeutung. Dabei müssen wir offensichtlich aufpassen, nicht zu einer neuen Form von Versäulung durch unterschiedliche Sozialraumphilosophien zu kommen. Wir müssen vielmehr

achten auf die Anschluss- und Koppelungsfähigkeit der jeweiligen Vorstellungen. Das führt zu folgenden konkreten Erwartungen und Anforderungen:

Planung

- Produktübergreifende Planung durch den öffentlichen Träger
- Institutionalisierung der Kommunikation und Kooperation mit den Einrichtungen im Sozialraum
- Qualifizierung der Strukturen im Sozialraum für regionale Planung
- Ausdehnung auf weitere Felder der Sozialen Arbeit und der sonstigen Infrastruktur im Raum (Gesundheit, Bildung, Kultur ...)
- Qualitative Forschung
- Offensives Nutzen des Programms „Soziale Stadt“

Kindertagesbetreuung

- Kindertagesstätten als gemeinwesenorientierter Einrichtungen im Stadtteil für alle Familien
- Umsetzung der Kindertageszentrenkonzepte

Offene Kinder- und Jugendarbeit

- Perspektivenwechsel vom Haus zum Sozialraum
- Analyse und konzeptionelle Berücksichtigung des Raumverhaltens der Kinder und Jugendlichen
- Flexible Arbeitsansätze: einrichtungsübergreifend, bereichsübergreifend, mobil
- Befähigung und Beteiligung der Kinder und Jugendlichen

Jugendsozialarbeit

- Entwicklung eines Sozialraumverständnisses jenseits von geografischen Räumen
- Verständnis für die subjektive Konstituierung von Raum bei den Jugendlichen
- Mehr sozialräumliche Orientierung, weniger Problemlagen- und Institutionsorientierung

Hilfen zur Erziehung

- Abschluss des Projektes Umbau statt Ausbau
- Stärkere Integration der erzieherischen Hilfen untereinander
- Vernetzung mit anderen Jugendhilfeangeboten wie Familienhilfen, offener Kinder- und Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit

Familienhilfen

- Kooperation mit Kindertageszentren
- Übernahme regionaler Versorgungsaufträge

Zusammenfassend und abschließend dazu steht als nächstes an:

1. Ein gemeinsames und verbindliches Verständnis von Sozialraumorientierung im Jugendamt und in der Kinder- und Jugendhilfe in München ist herzustellen, dazu

trägt die heutige Tagung maßgeblich bei. In einer Art Planungsbeschluss sollte dazu eine förmliche Beschlussfassung erfolgen.

2. Regional- und Fachplanung sind produktübergreifend miteinander zu verkoppeln, das gilt ebenso für Zielentwicklung und Steuerungsprozesse. Dafür bedarf es einer Vernetzungsstruktur. Mit den Regionalen Planungsforen und der jugendamtsinternen Regionalen Planungslage sind erste Schritte gemacht.
3. Die weißen Flecken in der Münchner Kinder- und Jugendhilfelandchaft sind zu identifizieren, notwendige Maßnahmen zu entwickeln. Dafür werden die heutigen Workshops Beispiele liefern. Die Ergebnisse sind aufzubereiten und als Vorgaben verbindlich umzusetzen.
4. Eventuell notwendige Qualifizierungsmaßnahmen sind zu entwickeln und durchzuführen.

5. Sozialraumorientierung in der Bürgerkommune

Zum Abschluss soll noch einmal angeknüpft werden an die zivilgesellschaftliche Komponente sozialräumlicher Orientierung, wonach Soziale Arbeit als Koproduktion öffentlicher Kommunikation, Beteiligung und deren Förderung bedarf. Hier schließt sich für mich ein Kreis. Die Rezeption der Gemeinwesenarbeit in Deutschland in den 1970er Jahren erfolgte auch im Zusammenhang mit beteiligungsorientierten Ansätzen zur Stadtteilentwicklung. Es ging darum, Betroffene zu Beteiligten zu machen und sie zu befähigen, verändernd auf ihr Lebensumfeld einzuwirken. Dies muss nach meinem Verständnis auch das normative Element von Bürgerschaftlichem Engagement als freiwillige, nicht ausschließlich eigennützige sondern gesellschaftsbezogene Aktivität ausmachen. „In einer Ausweitung der politischen Sphäre findet eine partielle Politisierung der angeblich entpolitisierten Gesellschaft und spiegelbildlich dazu eine partielle Entstaatlichung der Verantwortung fürs Gemeinwohl statt. Die Bürgergesellschaft wendet sich gegen ein etatistisch verkürztes Verständnis von Gemeinwesen“ (Höffe 2004: 91).

Soziale Kommunalpolitik muss dafür eine aktivierende und unterstützende Aufgabe übernehmen. Sie hat als integrierter Politikansatz die Bedingungen und Möglichkeiten für Bürgerschaftliches Engagement mitzuschaffen. Neben der sozialen Ermächtigung des Einzelnen muss beispielsweise die kulturelle Förderung von Phantasie und Kreativität oder die ökonomische Absicherung durch unterstützende Infrastruktur für Bürgerschaftliches Engagement treten. Ein solches Engagement geht aus von konkreten Anlässen, die häufig lokale Ursachen haben und im Sozialraum bearbeitet werden. Und ein solches Engagement findet statt in einem politischen Raum, der von Interessen, Machtstrukturen und dem Kampf um knapper werdende Ressourcen bestimmt ist.

Deshalb ist immer wieder auch daran zu erinnern, dass Bürgerschaftliches Engagement in erster Linie als ein „bürgerschaftliches“ zu verstehen ist, dass also die Chancen zu eigenem Engagement und Selbsthilfe nicht gleich verteilt sind und auch nicht überall ein gleicher Weise aktiviert werden können (vgl. Graffe et al 2004: 60). Vor

dem Hintergrund sozialer Benachteiligungen und Ungleichheit braucht es deshalb eine Engagementpolitik, die Strukturen, materielle und personelle Ressourcen für die Initiierung von Selbsthilfe und Bürgerengagement zur Verfügung stellt. Im Sozialraum müssen Institutionen und Instrumente vorhanden sein, die Beteiligung und Teilhabe, Befähigung und Ermächtigung, Emanzipation und Solidarität der Bürgerinnen und Bürger ermöglichen.

Soziale Arbeit befindet sich dabei in einer besonderen Ambivalenz: Mit ihrem emanzipatorischen Anspruch zunächst aus zivilgesellschaftlichen Strukturen hervorgegangen, ist sie inzwischen in ihrer institutionalisierten Form selbst zu einem Teil des Staates geworden. In dem damit verbundenen Prozess der zunehmenden Differenzierung und Professionalisierung von Sozialer Arbeit haben Professionelle wie Klientel ihre jeweiligen Rollen verinnerlicht und gelernt, sich aufeinander zu verlassen. Hier umzusteuern und umzulernen, bedeutet einen mühsamen und schwierigen Prozess, der allerdings durch die Krise des Sozialstaates begünstigt wird.

Politik muss anerkennen, dass Bürgerschaftliches Engagement mehr ist als eine Privatangelegenheit sozial Engagierter, dass Eigeninitiative, Selbstorganisation, Beteiligung und Teilhabe einen Eigenwert haben für eine selbstbewusste Gesellschaft und gelebte Demokratie. Verwaltung und Soziale Arbeit müssen intermediäre Strukturen schaffen oder unterstützen, die Beteiligung ermöglichen, Kommunikation und Kooperation fördern und zu einer gemeinsamen, gemeinwesenbezogenen Sichtweise gegen die Durchsetzung von Partikularinteressen führen. Auch dafür haben wir in München relativ gute Ausgangsbedingungen.

Literatur:

Baacke, D. (1980). Der sozialökologische Ansatz zur Beschreibung und Erklärung des Verhaltens Jugendlicher. In: deutschen jugend, Heft 11, S. 493 – 505

Boulet, J. J. / Krauss, E.J. / Oelschlägel, D. (1980). Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip – Eine Grundlegung, Bielefeld

Brocke, H. (2002). Soziale Arbeit als Koproduktion. 10 Empfehlungen zur Nachhaltigkeit kommunaler Strategien sozial(räumlich)er Integration. In: Journal der Regiestelle E&C, Nr. 7, S. 1 – 6

Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (1990). Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe, Bonn

Dahme, H.J./Wohlfahrt, N. (2004). Budgetierte Sozialraumorientierung – Präventionspolitik oder Sparprogramm. In: NDV, Heft 10, S. 333-338

Deinet, U. (2002). Der „sozialräumliche Blick“ der Jugendarbeit – ein Beitrag zur Sozialraumdebatte. In: neue praxis, Heft 3, S. 285-296

Deinet, U. (2003) „Spacing“. Verknüpfung, Bewegung, Aneignung von Räumen als Bildungskonzept sozialräumlicher Jugendarbeit. In: deutsche jugend, Heft 7/8, S. 314-323

Dolls, M./Hammeter, V. (1988). Zielgruppen- und stadtteilorientierte soziale Arbeit. Neuorganisation der Sozialen Dienste in Bremen-Süd, Frankfurt

Graffe, F./Schmid-Urban, P./Schröer, H./Schwarz G./Speck, B. (2004). Fit für die Zukunft. Kommunale Sozialpolitik im Wandel, München

Hinte, W./Litges, G./Springer, W. (1999). Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld. Soziale Räume statt Verwaltungsbezirke, Berlin

Hinte, W. (2001). Sozialraumorientierung und das Kinder- und Jugendhilferecht – ein Kommentar aus sozialpädagogischer Sicht. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hg.). Sozialraumorientierung auf dem Prüfstand, München, S. 125-156

Hinte, W. (2002). Fälle, Felder und Budgets. Zur Rezeption sozialraumorientierter Ansätze in der Jugendhilfe. In: Merten (Hg.). Sozialraumorientierung, München/Weinheim, S. 91-126

Höffe, O. (2004). Wirtschaftsbürger. Staatsbürger. Weltbürger – Politische Ethik im Zeitalter der Globalisierung, München

Institut für Soziale Arbeit e.V./ISA (Hg.) (2001). Sozialraumorientierte Planung – Begründungen, Konzepte, Beispiele, München

Landeshauptstadt München, Planungsreferat (1998). Leitlinienbeschluss zur Perspektive München

Löw, M. (2001). Raumsoziologie, Frankfurt

Mack, W. (2001). Sozialräumlichkeit. Theoretische Vorüberlegungen zu einem Handlungs- und Strukturprinzip der Jugendhilfe. In: v. Bothmer, H./Eibeck, B./Ludewig, J./Nowak, S. (Hg.) Im Fokus: Schulverweigerung, Bonn

Merten, R. (2002). Sozialraumorientierung im Widerstreit zwischen fachlicher Innovation und rechtlicher Machbarkeit. In: Ders. (Hg.) Sozialraumorientierung, Weinheim/München, S. 9-17

Müller, C.W. (2002). Soziale Räume und Soziale Arbeit. Ein Rückblick. In: Merten (Hg.) Sozialraumorientierung, Weinheim/München, S. 31-39

Reutlinger, C. (2003). Jugend, Stadt und Raum. Sozialgeographischen Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters, Opladen

Schröer, H. (1994). Gemeinwesenorientierte Stadtteilarbeit – Zur Zusammenarbeit der Fachbasis. In: Projekt „Deutsche und Ausländer im Stadtteil – Integration durch den Kindergarten“ (Hg.): Projekt Information 6, München

Schröer, H. (2001). Sozialraumorientierung und das Kinder- und Jugendhilferecht – ein Kommentar aus der Umsetzungsperspektive einer Kommune. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hg.). Sozialraumorientierung auf dem Prüfstand, München, S. 157-174

Thiersch, H. (1992). Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel, Weinheim

Thiersch, H. (1993). Alltag. In: Deutscher Verein (Hg.) Fachlexikon der Sozialen Arbeit, Frankfurt

Trube, A. (2005). Sozialräumliche Arbeit und betriebswirtschaftliche Orientierung im Sozialwesen. In: NDV Heft 1, S. 25-32

Wolf, M. (2002). Integrierte Hilfen vs. Versäulte Erziehungshilfen. Sozialraumorientierung jenseits der Verwaltungslogik. In: Merten (Hg.). Sozialraumorientierung, Weinheim/München, S. 41-52

Zeiher, H. (1983). Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, U. et al. Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder, Berlin, S. 176-195